

ranzösischen Bauern von guter Rasse vor Augen zu haben und erinnerte mich gleichzeitig, daß mir, als er die Tür geöffnet hatte, der Gedanke an einen Weißbinder gekommen war. Aber als ich ihn so unter dem Lampenlicht mein Buch durchblättern sah, hatte ich den Eindruck, daß, wenn er Anstreicher gewesen wäre und die Arbeitsbluse getragen hätte, er seiner Bluse doch ein besonderes Gepräge verliehen hätte, das ihn von allen anderen unterscheiden würde. Seine Kleider ermangelten nicht eines gewissen Schicks. In diesem Zimmer von ärmlichem Anstrich sah man an den Wänden sonderbare Zeichnungen hängen. In einer Ecke erblickte ich ein Louis-XV.-Möbel, das unzweifelhaft aus der Zeit war. Mallarmé hatte ebenso sanfte wie angenehme Manieren.

Nach Verlauf einer Stunde brachten uns seine Frau und seine Tochter zwei Gläser voll Punsch aus Rum mit Zitronenscheiben. Nachdem sie diese Pflicht der Gastlichkeit erfüllt hatten, zogen sie sich zurück, um den Meister seine Lektion wieder aufnehmen zu lassen, die er nicht müde wurde, jeden Dienstag einer immer wachsenden Zahl von Zuhörern zu erteilen, so daß das kleine Speisezimmer der Mittelpunkt der Pariser Kultur geworden war.

Mir ist auch jener Abend noch sehr genau in Erinnerung, wo er, von meinem fleißigen Besuch seiner Gesellschaften gerührt, zu mir sagte: „Sie waren sehr eifrig an meinen Dienstagen, Sie haben ein Exemplar des ‚Après Midi d’un faune‘ verdient.“ Und er ging in seine Bibliothek (im Speisezimmer standen keine Bücher, und ich bin niemals weiter als in dieses Zimmer vorgedrungen) und kam mit einer dünnen Broschüre zurück, die mit den Illustrationen von Manet auf Japan gedruckt und mit Bändern zusammengebunden war. Diese Plakette, die mit hundert Francs verkauft wurde, ist heute viele hunderte wert.

Ich nahm die Kostbarkeit mit aller Achtung, deren ich fähig war, entgegen; aber zu jener Zeit, von der ich spreche, interessierte mich das Stück, von dem Mallarmé träumte, mehr als seine Gedichte. Wie wunderbar mußte dieses Stück werden! Es hatte nur eine einzige Person: ein junger Mann, der Letzte seines Geschlechtes, lebt zurückgezogen in einem alten Schloß, in dem der Wind heult und ihn aufzufordern scheint, das Glück seiner Familie wieder aufzurichten. Aber der junge Mann weiß nicht, ob der Wind ihm rät zu warten oder auf Abenteuer auszuziehen, denn es liegt, wie Mallarmé sagte, im Geist der französischen Sprache, daß der Wind sich immer bemüht, oui zu sagen. Und er wiederholte: ou — ou und war ganz nahe daran, das Wort oui auszusprechen, ohne jemals bis zur Artikulation der letzten Silbe zu gehen. So bleibt der junge Mann im Zweifel und weiß nicht: sollte er gehen oder bleiben. Mallarmé machte also dem Wind nach, und als er fertig war, fragte ich ihn, welche Maßnahmen er zu ergreifen dächte, um dieses Stück darstellen zu lassen. Fast widerwillig, wie es mir schien, gab er zur Antwort, er möchte am liebsten einen Rollwagen mieten, um es selbst von Dorf zu Dorf zu tragen. Jahrelang dachte er an dieses Stück. Als er nicht mehr daran dachte, legte er sich ein Epos zurecht, um seine literarischen Bestrebungen darin zu verwirklichen. Das Thema war noch phantastischer als in ‚Hamlet und der Wind‘: Ein Mann liebt eine Frau und will sie heiraten; aber der Keim, der in diesem Manne ist (das potentielle Kind) revoltiert bei dem Gedanken, daß seine potentielle Mutter aufhören soll Jungfrau zu sein, und bemüht sich, den Mann von dieser Heirat abzubringen. Es ist immer wieder die Hamlet-Idee (Sein oder